# Unsere Kleinbäuerin

Autor(en): **Braumann, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **9 (1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-890674

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Erfüllung ihrer vornehmsten Aufgabe erblickt, wird ihr auch die Lösung der wirtschaftlichen Seite ihrer Aufgabe gelingen. Die in diesem Sinn und Geiste getane Genossenschaftsarbeit ist imstande, den ihr angeschlossenen Kleinbauernbetrieb ein gutes Stück weit in seiner Existenz zu sichern. Wenn aber eine so verstandene Genossenschaftsarbeit an jedes einzelne Glied so gewaltige Anforderungen stellt, wievielmehr verlangt sie von jedem einzelnen, der in der Leitung dieser Arbeit steht! Nur wo sich eine Genossenschaft dieser geistigen Voraussetzungen ihrer erfolgreichen Arbeit bewußt bleibt und daraus die entsprechenden Folgerungen zieht, wird sie ihre Aufgabe am Bauerntum, ganz besonders an seinem kleinbäuerlichen Teile erfüllen. Dann aber erfüllt sie eine ethisch wertvolle, standes- und staatspolitisch bedeutungsvolle Aufgabe.

Dr. H. M.

# Unsere Kleinbäuerin

FRANZ BRAUMANN

Ihre Mutter war eine Kleinbäuerin. Im Stall standen drei Kühe, und das Jahr mußte dem Graswuchs sehr günstig gewesen sein, wenn einmal das Futter aus der einzigen Wiese für das ganze Jahr ausreichte. Der Kartoffelacker am Waldrand mit dem Streifen für das Kraut, ein schmales Roggen- und Weizenfeld und das kleine Aeckerchen mit dem himmelblau blühenden Flachs — dann war der Reichtum des kleinen Gutes erschöpft.

Als die älteste Tochter, die Theresli, noch ein Kind war, fand sie nichts an der Knappheit und Enge zu Hause. Es wuchsen noch ein paar Geschwister heran. Sie waren glücklich mit ihrem Elternhaus — sie konnten ja noch nicht vergleichen, wie es andere Kinder zu Hause hatten. So lief die Theresli jeden Tag von der Schule heim, schloff rasch in den Arbeitskittel und harkte neben der Mutter den ganzen lieben Nachmittag noch an den Kartoffeln, damit den mageren Acker nicht das Unkraut überwucherte.

Und dann am Abend, wenn die Mutter in den Stall zu den Kühen ging, heizte Theresli den Ofen, stellte die Töpfe an den Herd für die Menschen, ein Tränklein für die Kälberkuh im Stall, einen Topf voll kleiner Kartoffeln für die zwei Ferkel. So war schon vorgerichtet, wenn die Mutter aus dem Stall kam und fertig kochte. Dann wurden die Kinder gefüttert, gewaschen und ins Bett gebracht. Und oben in ihrem kleinen Kinderkämmerlein, da hörte Theresli die Mutter noch am Geschirrtisch spülen; ein Höslein des Bruders war durchgewetzt, ein Röcklein der Schwester zerrissen. Dann schlief das Kind ein — und es hörte an keinem Abend, wann eigentlich die Mutter zu Bett und Ruh' kam...

Den Vater sahen die Kinder zu diesen Zeiten nur am Samstag daheim. Er mußte etwas zuverdienen, damit man das Auslangen fand, und so suchte er in dem großen Staatsforst Arbeit. Die Mutter aber mußte daheim außer den Tagen der Heumahd oder der Roggenernte alles auf einmal sein: Knecht, Magd, Hausfrau und ganz am Rande auch Mutter!

Später kam Theresli zu einem andern Dienst fort, als die zwei jüngeren Geschwister heranwuchsen und daheim schon mitarbeiten konnten. Und erst da, als das Mädchen an größere Bauernhöfe kam, in bürgerliche Wirtschaften — da begann es Vergleiche zu suchen zwischen dem Leben daheim und hier.

Der kürzere Arbeitstag, die freien, unbelasteten Feiertage, das leichter verdiente Geld und das höhere Ansehen der Bauern, der Bürger gegenüber der Kleinbäuerin daheim beeindruckten das Mädchen sehr. Sie begann über ihre Kindheit nachzudenken und gewann allmählich die Ueberzeugung, daß ihrer Jugend viel vorenthalten worden war. Theresli wehrte sich noch eine Weile gegen die neue bittere Erkenntnis, aber allmählich wurde sie umgestimmt und richtete ihr Leben neu ein.

Ein paar Jahre später wollten auch die jüngeren Schwestern sich etwas verdienen, eine kam in die Lehre in die Stadt, die andere wurde Dienstmädchen im Berghotel — da sollte Theresli wieder heimkommen und der Mutter helfen. Die Mutter war früh gealtert; jetzt war sie ein stilles, schweigsames Weiblein geworden. Theresli setzte sich fern im Markt hin und schrieb der Mutter: «... gibt es denn gar keine Möglichkeit, daß ich nicht wieder da-

heim bleiben muß? Jetzt verdiene ich schön, und das Kleinbauernkind sieht mir niemand mehr an. Jetzt habe ich Angst vor der Heimkehr. Eine Kleinbäuerin will ich doch nicht mehr werden ... »

Als die Mutter den Brief gelesen hatte, wischte sie langsam ein paar Tränen fort, die auf das Briefblatt gefallen waren. «Hab ich das verdient mit all meiner Liebe und Mühe und Arbeit ein Leben lang?» dachte sie. Sie setzte sich hin und schrieb: « ... ich will es halt noch allein versuchen, solang ich kann. Euer Vater bleibt ja jetzt auch daheim, aber auch er wird schon älter ... »

Hier endet vorläufig diese Geschichte eines kleinen Bauerngutes. Als ich sie erfuhr, war mein erster Gedanke: Muß das sein? Dieses Erlebnis stand typisch da für viele ähnliche im weiten Bauernland. Jetzt, da ich diesen Fall erfuhr, entsann ich mich vieler ähnlicher Entwicklungen aus Kleinbauernfamilien.

Muß das sein?

Unsere bäuerliche Wirtschaft und Lebensweise hat in den letzten Jahrzehnten tiefe Umwandlungen erfahren. Die Maschine, die lange Zeit nur als Dresch- oder Häckselmaschine im Bauernhaus Aufnahme gefunden hatte, fand in vielen Formen Eingang. Die vielerlei Bewirtschaftungs- und Erntemaschinen schufen für den Bauern allmählich einen Ausgleich für die Not an Arbeitshänden. In einem ziemlichen Abstand folgte auch die Bäuerin und begann den Haushalt auf erleichternde Maschinenhilfe umzustellen. Die Kleinbäuerin aber blieb zurück. Manche Geräte «lohnten» sich nicht für den kleinen Haushalt, viele andere kannte sie nicht. Woher sollte sie auch alle erleichternden Arbeitshilfen kennen? Die Kleinbauerntöchter besuchten sehr selten nur bäuerliche Fachschulen; sie kamen dafür sogleich nach der Schulzeit in irgendeinen «Dienst» fort. Und war ein Mädchen einmal Kleinbäuerin geworden, so fand gerade sie nicht mehr die Zeit, fortbildende Kurse zu besuchen.

Wenn wir dies überlegen, so gelangen wir zu einer ersten ernsten und einschneidenden Erkenntnis: Keine andere Bäuerin und Hausfrau hat die beste Vorbereitung und gediegenste Ausbildung auf ihren Beruf hin so notwendig wie gerade die Kleinbäuerin! Mit der steigenden Einsicht in viele zweckmäßige Arbeitsweisen wächst auch die Freude, diese auszuführen und sich an ihnen zu erproben.

Ach, hülfe doch die eindringliche Bitte an alle kleinbäuerlichen Mütter, daß sie ihre Töchter, bevor sie diese zu irgendeinem «Dienst» fortgeben, so ausbilden, als bliebe keine andere Wahl und es müßte jede von ihnen auch wieder einmal Kleinbäuerin werden! Wir besitzen die Schulen, gut geführte bäuerliche Familienbetriebe, an denen dies geschehen kann; und sollten die Geldkosten eine Behinderung bilden, so muß und wird sich jemand finden, der einspringt!

Die Mädchen kommen dann nach den Wintermonaten heim mit neuem Wissen und größerem Eifer, beraten die Mutter, greifen zu und kommen vor allem nicht in die Lage, daß der erste Eindruck von der Welt außerhalb des kleinbäuerlichen Elternhauses für die jungen, erwachenden Menschen zu bitteren Rückschlüssen auf die kleinbäuerliche Heimat führt.

Ein Schicksal wie das von Thereslis Mutter bliebe mancher anderen Kleinbäuerin erspart.

Die kleinen Bauerngüter liefern vielleicht der gesamten Wirtschaft des Volkes nicht soviele Güter, als die größeren Bauerngüter über den eigenen Bedarf hinaus erzeugen können. Zuweilen könnte der Eindruck aufkommen, sie wären im gesamten Leben nicht sehr vonnöten, weil die Produktivität sehr gering und noch mit der unwirtschaftlichsten Arbeitsweise in Haus und Feld geschafft wird. Dann wäre die Kleinbäuerin nur eine tragische Figur, die der neuen Zeit mit ihren größeren Bedürfnissen und kühlen volkswirtschaftlichen Ueberlegungen eben geopfert werden müßte. Die Struktur des Volksganzen ändere sich eben, und so wie manche andere Berufe wäre auch für den kleinen Bauern und vor allem für die Kleinbäuerin kein Raum mehr, der erhalten werden könnte.

Wie tief irrig wäre eine solche Folgerung! Bedenken wir doch, was für ein gesundes Leben des Volkes am allerwichtigsten ist: Es ist eine nur auf jede Weise erreichbare größtmögliche Zahl von «Heimaten»! Um jedes einzelne «Daheim» muß gesorgt werden, weil nur auf dem «Daheim» die Gesundheit wächst, die Kraft und der Segen des ganzen Volkes! Wieviele «Heimaten» aber tragen und erhalten die Kleinbäuerinnen landauf und landab! Und sind nicht in allen Häusern der Kleinbäuerin die Kinderscharen daheim, die in so vielen anderen «Daheimen» schon fehlen? Immer

noch kommen die gesunden und lebenskräftigen jungen Menschen aus Hinterwald in die Märkte, in die Städte — und fragen wir sie, wer die Mutter war, so antworten sie am öftesten: eine Kleinbäuerin!

Seht ihr, und vor allem darum gehört die Kleinbäuerin geehrt und geachtet! Daß auch ihr Leben erträglicher wird und ihre Heimat gesichert, das muß ein Anliegen von uns allen sein!

# Die *lebendige* Substanz als Grundlage der Gesundheit

Doz. Dr. med. hab. H. P. Rusch

Das Wesen einer Krankheit ist zu begreifen im Wesen des Lebendigen selbst. Das Lebendige offenbart sich uns als das, was wir lebendige Materie nennen, und tritt in seinen höheren Organisationsformen für uns sichtbar in Erscheinung. Keine dieser Organisationsformen, ganz gleich, ob es sich um Tiere, Pflanzen oder Mikroben handelt, existiert als isoliertes Individuum, sondern ist ebenso Teil eines unbegreiflichen Ganzen, wie die lebende Materie an sich in allen ihren Erscheinungsformen einem höheren Gesetz gehorcht. Das tiefste Wesen der Krankheit aber ist nur zu begreifen als ein Austreten aus der biologisch-physiologischen Ordnungsgemeinschaft, der unteilbaren Ganzheit «Schöpfung».

Die aus der Naturwissenschaft des vorigen Jahrhunderts heraus entwickelte Medizin hat zunächst die Krankheit als individuelle pathologische Erscheinung betrachtet und danach gehandelt. Die Entdeckung der pathogenen Erreger als Krankheitsursache hat wohl dabei die entscheidendste Rolle gespielt. Der Arzt betrachtete sich als Schutzengel kranker Individuen, die er vor den schädlichen Einflüssen einer prinzipiell feindlichen Umwelt zu beschützen habe. Die Liste der Schädlinge und pathogenen Erreger wurde immer größer und mit ihr die Zahl der Kampfmethoden und